

Michael Wildenhain  
Mit heißem Herz



Michael Wildenhain

# Mit heißem Herz

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Michael Wildenhain sind bei dtv junior außerdem  
lieferbar:

Der Augenblick des Absprungs, dtv pocket 78168  
Die Schwestern, dtv extra 70949

Das Gedicht auf den Seiten 94 und 203f. ist dem Lyrikband  
›Die schönen scharfen Zähne der Koralle‹  
von Michael Wildenhain entnommen, erschienen 2007  
in der Edition Villa Concordia, Bamberg.

Die Textzitate aus ›Romeo und Julia‹ von William  
Shakespeare folgen der Übersetzung von August  
Wilhelm Schlegel, in der von Dietrich Klose  
herausgegebenen Ausgabe des Verlags  
Philipp Reclam jun. GmbH & Co., Stuttgart.

Originalausgabe

In neuer Rechtschreibung

Juni 2007

© 2007 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

[www.dtvjunior.de](http://www.dtvjunior.de)

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt und Tabea Dietrich  
unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder

Lektorat: Beate Schäfer

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Gesetzt aus der Sabon 10,5/12,5'

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71234-7

*Für Lydia und Raoul*



|

Ich bin abgelenkt, weil mir, kaum dass die Pause begonnen hat, Gözde auf dem Gang entgegenkommt. Sie lächelt, als sie mich sieht.

Während sie um die Ecke biegt, ich gleich darauf ihre Schritte auf den Stufen der großen Treppe hören kann, stoße ich die Tür zum Jungenklo der Schule auf. Das Geräusch der Schritte verliert sich rasch, denn Gözde trägt niemals Schuhe mit Absätzen. Meist trägt sie Turnschuhe, no name, oft sucht sie lange, bis sie ein Paar von einer Firma findet, die keiner kennt. Sie läuft hinunter auf den Hof, vielleicht lächelt sie immer noch, und ich betrete eilig die Toilette.

Gözde heißt eigentlich Gözde Marie – Goldmarie, denke ich, na ja, wegen der dunklen Haare wohl eher Pechmarie, oder? Sofort verwerfe ich den Gedanken und achte, da ich dem Lächeln noch nachhänge wie einem Traum, nicht darauf, wer sich außer mir auf der Schultoilette befindet.

Die Klotür gleitet ins Schloss. Ich wende mich nach links, betrete, den Gürtel schon geöffnet, die Hose beinahe in den Kniekehlen, die erste Kabine, die einzige, die sich abschließen lässt. Ich drehe den Riegel, endlich Ruhe. Die Halterung fürs Klopapier hängt schief an einer letzten Schraube. Und während ich ein Loch, den Riss neben der Halterung, mit einem Stück Papier zustopfe, höre ich Vurals Stimme, die, unterstützt von Halils Lachen, schleppend wie so häufig sagt: »Gelbköpfe, kapiert ihr, die verstehn das nicht.«

Ohne den Beginn der Unterhaltung mitbekommen zu haben, weiß ich, worauf sie sich bezieht: Frankreich, Revolte, brennende Autos. Jedes Mal wenn Vural und Halil, der vor allem, anfangen davon zu sprechen, leuchten ihre Augen, als würden sie sich, maskiert und mit einem Molotowcocktail, schon durch die Nacht huschen sehen: flink und geschmeidig – und zu schnell und unsichtbar für die Polizei. Halil und Vural reden in jeder Pause darüber, miteinander, mit anderen, mit jedem, den sie treffen, egal, ob derjenige sich dafür interessiert oder nicht.

Die Hose in den Knien, den nackten Hintern auf dem noch kühlen Plastik der Klobrille, pule ich das Toilettenpapier wieder aus dem Riss, dem Loch, beuge mich vor und linse in den hinteren Raum mit den Urinalen und mit einer Rinne an der Außenwand.

Unter dem einzigen Fenster stehen Halil und Vural. Ihnen gegenüber, den Rücken meiner Kabine zugekehrt, warten Mek und seine Freunde: weder Türken noch Araber und an unserer Schule, meiner *neuen* Schule, insofern in der Minderheit. Als Halil hinzufügt: »Ich würd mir als Erstes den Scheiß Benz von dei'm Alten für'n Feuerchen vornehmen. Das kapiertst du doch, oder?«, weiß ich, dass seine Augen leuchten, als wolle er betonen: Jetzt kommt unsere Zeit.

Weil Mek das ebenso gut weiß, schubst er Halil, stößt ihn kräftig mit beiden Händen vor die Brust, sodass Halil strauzelt, zurückweicht, dabei stolpert, auf dem Boden ausrutscht, fällt und mit einem Ärmel in die Rinne gerät.

Das Schulgebäude ist alt, am ältesten scheinen die Toiletten. Das Alter bleibt keinem verborgen, denn sie riechen nach den Jahren, den Jahrzehnten, die vergangen sein müssen, seit die Klos das letzte Mal gestrichen worden sind. Manchmal stelle ich mir vor, ich könne, allein wegen des Ge-



ruchs, Bilder des Zweiten Weltkriegs sehen, die in den vom Pisseduft wie durchdrungenen Kacheln, den ammoniakgetränkten Wänden seither konserviert sind. Die Flüssigkeit aus den Urinalen wird in jener Rinne an der Außenwand gesammelt und läuft zu einem Abfluss in der Ecke.

Als Halil mit Unterarm und Ellenbogen, mit einer Hand, der rechten, in die Kloake tunkt, sagt Mek, beinahe beiläufig: »Araber stinken eben.«

Während Vural, der sich sträubt und dessen Gesicht vor Anstrengung, vor Wut und Ärger rot ist, von Meks Freunden festgehalten und langsam auf die Rinne zugeschoben wird, betrachtet Halil den nassen Ärmel seiner Jacke, seltsamerweise *Lonsdale: n-s-d-a*, springt unvermittelt auf und sticht Mek mit einem Messer in den Oberarm. Die Gruppe nebenan erstarrt. Dann gehen Mek und seine Freunde, wie in Trance verlassen sie den Raum mit der Rinne, und Mek hält seinen blutenden Arm, weniger Blut als im Kino, als in den Filmen, denke ich, mit der anderen Hand fest und presst ihn an seinen Körper.

Halil mustert das Messer, als hätte er es nie vorher gesehen, legt es auf die Kacheln und schiebt es von sich weg zur Wand, als könne er den Stich auf die Art ungeschehen machen. Er setzt sich auf den Boden des Schulklos, senkt die Augen, schiebt seine Hände unter die Oberschenkel und schweigt. Nur Vural, der das Messer abwischt und einsteckt, sagt leise: »Schweinefleischfresser. Scheiße.«

Ich ziehe meine Hose hoch, verlasse die Kabine – und nicke Halil und Vural, die ratlos vor den Urinalen hocken, ziemlich verlegen zu.

## 2

Ich heiße Bernd, und ich denke, jeder kennt Jungen wie mich. Eigentlich heiße ich Bernhard, aber die meisten nennen mich Bernd. Ich meine, der Name passt zu mir, ein durchschnittlicher Name, der nicht sonderlich modern klingt. Ein Name, für den zwei Worte wie geschaffen scheinen, Worte, die kaum noch jemand kennt und die ich vor Kurzem in einem Film gehört und mir gemerkt habe: Mein Name wirkt auf andere, auch auf mich selber, altbacken und fad.

Ich wohne erst seit wenigen Wochen in dem Viertel, in dem Halil und Vural leben, ein Viertel, das zum großen Teil aus Hochhausblcken besteht, deren Fassaden farbig sind: lila, orange, zitronengelb, und deren Bewohner besser Türkisch sprechen als Deutsch. Lange habe ich bei meinem Onkel und meiner Tante gelebt, in einem Bezirk einige Kilometer und ungefähr eine Welt entfernt, mit einem Park und ohne Hochhausblcke, in einem Viertel mit einer Schule, die in den vergangenen Jahren, zumindest Jahrzehnten, mehrmals renoviert worden ist und deren Toiletten nach Reinigungsmitteln riechen. Mein bester Freund in der Klasse hieß Bora, ein Name wie der eines Mädchens, Bora Skr.

Auf meiner alten Schule gab es nicht viele Türken und häufig überlege ich, ob es nicht besser wäre, trotz des Schulwegs, der halbstündigen Busfahrt, dorthin zurückzukehren. Der Unterricht ist schwer gewesen, niveauvoll, würde Bora

sagen. Ich war in fast allen Fächern schlecht und in den anderen nicht besonders gut.

Meine Mutter hat gesagt: Jedem neuen Anfang wohnt ein Zauber inne. Doch obwohl meine Noten schon in den ersten Wochen an dem neuen Gymnasium viel besser geworden sind, kommt es mir manchmal vor, als sei der Zauber in meinem Fall ein Fluch. Vor allem vermisse ich Bora und die Nachmittage im Kino.

Bora bedeutet – ich weiß nicht, ob in der türkischen oder in welcher Sprache sonst – Orkan oder Wirbelsturm. Meist bleibt der Sturm in seinem Inneren verborgen.

Eine Weile hat Bora Liebeslieder geschrieben, meist traurige, und oft hatte ich den Eindruck, Bora träume bloß. Vom Theater, vom Film, vom Kino, von Rollen, die er später spielen werde – er sieht sich als Schauspieler, ich mich als Regisseur.

Etwas, das ich seit dem Umzug fast ebenso wie einen Freund vermisse, ist eine Theater-AG wie die an der alten Schule. Ich könnte wieder der Regisseur sein, um für die Zeit nach dem Abi zu üben und etwas zu tun, das ich mag.

In dem Viertel, in dem ich bis vor Kurzem gewohnt habe, gibt es ein altes Kino. Den liebsten Ort haben Bora und ich es genannt. Betrieben wird das Kino von Herrn Schubert, einem inzwischen ziemlich alten Mann. Nachmittags, während der Woche, durften wir, weil niemand um die Zeit einen Film sehen möchte, allein im großen Saal, dessen Wände mit einem blau schillernden, verblichenen Stoff bespannt sind, unter einem rosa getünchten Himmel Platz nehmen, um unsere Lieblingsfilme zu sehen.

Der Film, den wir während der letzten Wochen, bevor ich habe wegziehen müssen, immer wieder angeschaut haben, heißt *Tee im Harem des Archimedes*. Der Film spielt in Frankreich.

Die Hauptpersonen sind zwei Jungen, zwei Freunde, ein rothaariger, weißer Franzose und ein wohl arabischer Junge, dessen Eltern wahrscheinlich aus Nordafrika emigriert sind. Auch in dem Film werden Autos angezündet und die Polizei wird mit Steinen und Molotowcocktails beworfen. Aber unsere Lieblingsszene, an die ich, seitdem ich umgezogen bin, ständig denken muss, ist eine andere gewesen: Der rothaarige Junge wird von einem Lehrer an die Tafel gebeten und soll das Theorem des Archimedes aufschreiben. Als er stattdessen *Tee im Harem des Archimedes* schreibt und alle in der Klasse lachen, läuft er aus dem Klassenzimmer, rennt über den Schulhof, klettert über einen Drahtzaun und verschwindet für immer aus der Schule, das denkt man jedenfalls. Ich dagegen habe zurück zu meiner Mutter ziehen müssen, weil mein Onkel gestorben und meine Tante zu alt ist, um allein für mich zu sorgen.

Hin und wieder besuche ich Bora. Manchmal gehen wir ins Kino. Aber die Nachmittage sind anders als früher, wir bemerken es beide.

Im Viertel der farbigen Hochhausblöcke verlasse ich nach der Schule selten unsere Wohnung. Nur wenn Halil und Vural, beide haben arabische Väter, mit mir zusammen sind, traue ich mich nach draußen. Ich versuche zu lernen, wie man sich gegenüber den türkischen Jungen in meinem neuen Viertel verhält, indem ich sie beobachte. Sie benehmen sich anders als Bora, sie lassen mich unruhig werden, wenn sie in größeren Gruppen an einer Ecke stehen.

Oft frage ich mich, ob ich Halil und Vural als Freunde bezeichnen würde. Vielleicht sind wir nur einfach *die anderen* und haben uns deshalb zusammengeschlossen, verbringen die Tage miteinander, durchstreifen die Gegend gemeinsam,

das Gelände hinter den hohen Häusern, die stillgelegten Anlagen der Bahn.

Meine Mutter, eine Deutsche, lebt seit Langem in dem Hochhausviertel. Kurz nachdem ich geboren bin, ist meine Mutter hierhergezogen. »Zu deinem Vater«, sagt sie manchmal. Auch wenn ich ihr nicht immer glaube, kommt es mir vor, als sage sie in dem Fall die Wahrheit. Und obwohl sie nie darüber redet und ich blond bin, blass, ein bisschen dick und nicht besonders sportlich, bin ich überzeugt, dass mein Vater ein Türke oder ein Araber ist.

Eine Zeit lang hat meine Mutter getrunken, und seit ich zu ihr gezogen bin, habe ich mir manchmal gewünscht, sie würde wieder trinken. Weil sie trank, durfte ich bei meiner Tante und bei meinem Onkel wohnen. Aber sie hat aufgehört, von einem Tag auf den anderen, seither macht sie Yoga oder joggt. Häufig betont sie, wie viel Energie ihr dadurch wächst, und ich wünsche mir, die Energie würde für einen Umzug genügen, weg aus den bunten Blöcken, endgültig. Ich habe den Wunsch einmal erwähnt, vielleicht ein dummer Wunsch, mag sein, wahrscheinlich hätte ich wegen meiner Noten die Schule sowieso wechseln und eine ähnliche wie die neue besuchen müssen.

»Umziehen«, hat meine Mutter gefragt, »wozu?«

»Hier sind fast nur Türken«, habe ich erwidert. Weil ich an Bora denken musste, habe ich mich für den Satz geschämt. Meine Mutter hat mich eine Weile gemustert, als hätte ich gesagt: Hier wohn' nur Juden.

Schließlich hat sie entgegnet: »Du hast doch Vural und Halil. Und Bora kannst du auch besuchen, oder Knut.« Ich habe an die Eisenbahn von meinem Cousin gedacht und an seine Fußballalben, sammelt Fußballbilder, obwohl er kaum geradeaus laufen kann, an seine Einsen in Mathematik, in

Physik und in Chemie, in Latein und in Alt-Griechisch, und habe mich innerlich geschüttelt. Meine Mutter hat unterdessen den Fernseher wieder angeschaltet und im Lotussitz davor Platz genommen: Fernsehen und Yoga, das ist wie Marzipantorte mit Senf, hab ich gedacht. Sie hat gelächelt, als sei alles klar, während ich in mein Zimmer gegangen bin, um, wie so oft, zu lesen.

Lesen statt leben – wie tot kommt mir das vor. Häufig liege ich auf dem Bett und überlege, dass ein Regisseur in der Welt herumkommt wie sonst nur wenige Menschen und dass er nicht gezwungen ist, an einem Ort zu bleiben, der aus bunt bemalten Hochhäusern besteht.

# 3

Die Lehrerkonferenz tagt und Mek und seine Freunde werden mehrmals zu dem Vorfall auf dem Schulklo befragt. Aber sie verschweigen die Ursache der Verletzung, und niemand muss mir erklären, worauf sie künftig warten werden. Jedes Mal wenn sie an Vural oder Halil vorbeigehen, ziehen sie danach den Rotz hoch und spucken, wie verabredet, in deren Rücken aus.

Obwohl die Lehrer zu wissen meinen, wer für den Stich verantwortlich ist, und Mek, der eigentlich Mel Kindred heißt und aus England kommt, aus London, bei einer nächsten Befragung mit ihrer Vermutung konfrontieren, schweigen er und seine Freunde weiterhin. Mek soll bloß die Schultern gehoben haben. »Ist eben so passiert.« Und als der Direktor mühsam beherrscht meinte: »Solch eine Verletzung, da weiß man doch, wer die einem beibringt, oder?«, soll Mek ziemlich ruhig erwidert haben: »Da war so'n Gewühl. Da war so 'ne Rangelei auf'm Klo. Und da isses eben einfach so passiert.«

Mehr bekommen Lehrer und Direktor weder aus ihm noch aus jemand anderem heraus. Und weil sie ahnen, was wir, die Schüler, wissen, und weil sie befürchten, was jeder sonst an der an der Schule für selbstverständlich hält: dass es von nun an zwei Gruppen gibt, die einander belauern und die sich für eine längere Zeit kaum miteinander versöhnen werden, wird eine pädagogische Maßnahme verkündet, die

den meisten Schülern zunächst absurd vorkommt. Alle, die verdächtigt werden, an dem Vorfall auf dem Schulklo beteiligt gewesen zu sein, müssen daran teilnehmen. Alle anderen dürfen freiwillig mitmachen.

Ich bin erleichtert, dass man mir glaubt, als ich auf die Frage des Direktors unsicher entgegne, die Klotür nicht geöffnet zu haben, weil ich Angst gehabt hätte. Widerwillig geben sich die Lehrer und der Schulleiter mit meiner Antwort zufrieden – und verfügen, dass auch ich verpflichtet sei, an der Maßnahme teilzunehmen. Als ich das Lehrerzimmer nach der Befragung verlasse, schauen mir Mek und seine Freunde lange und wenig freundlich ins Gesicht.

Keiner der fraglichen Schüler verweigert die Teilnahme. Entweder sind Meks Kumpel und Gefolgsleute betroffen oder es handelt sich um Freunde von Halil und Vural. Beide Gruppen haben ihren Stolz. Beide stehen einander unverbrüchlich bei. Beide scheinen, hart und verschlossen, abzuwarten.

Noch bevor Ronald Pocher, der ehemalige Leiter des nicht mehr vorhandenen Fachbereichs Darstellendes Spiel, der mein Lieblingslehrer ist und der als Einziger von meinen Träumen und Hoffnungen weiß, offiziell verkündet, worin die Maßnahme besteht, nimmt er mich beiseite. »Bernhard, wir werden ein Stück aufführen.« Es folgt eine Pause, die seinen Worten Gewicht verleihen soll. »Ein Stück, das unsere Situation, als wär's für uns geschrieben, zum Ausdruck bringt, auf den Punkt.«

So was sagt Ronald Pocher, bei dem ich Deutsch habe, gern. Doch nicht immer kommt etwas zum Ausdruck und nur äußerst selten auf den Punkt. Er sagt es zu mir, weil er weiß, dass ich Regisseur werden möchte und einer der wenigen Jungen bin, die sich nicht nur für Filme, sondern auch



fürs Theater interessieren. Da er außerdem weiß, dass ich an meiner alten Schule Regisseur des Schultheaters gewesen bin, bietet er mir den Part an. Zugleich kommt es mir vor, als bitte er mich, mit ihm gemeinsam alle Kraft darauf zu verwenden, dass das Vorhaben gelingt.

Er hätte mich nicht bitten müssen. Niemand, kein anderer Schüler, wird sich mehr bemühen als ich.

# 4

Wir sind sechzehn, wenige fünfzehn, einige schon siebzehn Jahre alt. Aber egal ob fünfzehn oder siebzehn, gleichgültig, ob in der Ober- oder Mittelstufe, die meisten Jungen spielen in dem Alter ungern Theater. Deshalb hat Ronald Pocher Probleme mit der Besetzung des Theaterstücks.

Die Jungen wollen Beleuchter oder Ausstatter sein oder das Bühnenbild entwerfen. Mädchen gibt es, obwohl sie sich zu den Proben freiwillig haben melden müssen, für jede der wenigen Rollen wie Kieselsteine am Meer.

Wir beginnen trotzdem, und die Mädchen spielen, als hätten sie in ihrem Leben nie etwas anderes getan.

Ronald Pocher schaut mir zu, wie ich mit meinen Mitschülerinnen probe. Er nickt und wirkt zufrieden, mit mir und mit den Mädchen. Die Jungen hingegen torkeln wie täppische Tanzbären auf unserer Probephöhne herum oder stehen vor einem behelfsmäßigen Prospekt, zwischen vereinzelt alten Requisiten und können selten Silben, nie Worte, schon gar keine Sätze bilden, sobald ich sie bitte zu beginnen.

Alle, die verpflichtet sind, an den Proben teilzunehmen, sind zum ersten Treffen gekommen, außer Mek, der wegen einer Erkältung entschuldigt ist. Zwischen Halils Gruppe auf der einen und Meks Freunden auf der anderen Seite scheint es eine Abmachung zu geben, die Bühne als neutrales Terrain und die Proben als eine Zeit des Waffenstillstands zu

betrachten – ein Umstand, der mir gefällt. Selbst die Jungen sind nicht ungerne gekommen, denn alle haben sich eingebildet, im Kurs Darstellendes Spiel – als regulärer Kurs wird die Maßnahme für die gesamte Oberstufe gewertet – gäbe es mit geringer Mühe gute Noten. Nun stehen sie vorn auf der Bühne im Scheinwerferlicht, allen fällt es schwer zu reden und alle wollen mit einem Mal eine Rolle als stummer Baum oder als Türflügel besetzen, als wären sie wieder im Stimmbruch oder Stotterer seit Geburt.

Nur Vural wirkt zufrieden. Beneidet von vielen ist er tatsächlich Techniker geworden, und Bühnencrew, in einem.

Einer der Letzten, die am ersten Tag vorn auf der Bühne stehen, ist Halil. Ich sage: »Halil, du spielst jetzt den Mercutio. Ich bin Benvolio und ich rufe: *He, Romeo! he, Vetter!* Und du fällst ein: *Er ist klug / Und hat, mein' Seel, sich heim ins Bett gestohlen.* Und etwas später fügst du noch hinzu: *Ein Ach nur jammre, paare Lieb' und Triebe; / Gib der Gevattrin Venus ein gut Wort.* Vielleicht nur bis dahin, ja?«

Ich sehe ihn, wie er sich im Hintergrund der Bühne hält, zu Boden blickt, die Füße hin- und herbewegt, die Zehen in den Turnschuhen ein wenig hebt, dann wieder auf die Bretter stellt, nach vorne kommt, die Hände ineinanderknotet, am Ende an der Rampe steht, mich anschaut und die Schultern hebt, als wolle er sich bei mir entschuldigen, dann leise sagt: »Bernd, dieser Shakespeare ... is gar nicht wie im Film, bei *Shakespeare in Love*, meine ich. Das klingt, wenn ich was sage, einfach doof.«

Danach sagt er nichts mehr. Ronald Pocher senkt den Kopf.

Es ist, als senke er den Daumen in der Arena des alten Rom, als überließe er den nächsten Gladiator den immer hungrigen Löwen.

»Das wird nix«, er flüstert, »ganz und gar nix wird das.«

Der letzte Junge betritt die Bühne. Auch er will plötzlich Beleuchter oder Bühnenbildner oder Souffleur sein. Schauspieler? Hat er nie dran gedacht. »Vorsprechen«, murmelt Ronald Pocher, »ist der Beginn allen Anfangs.« Es klingt, als sei das Ende schon vor Beginn erreicht.

Mit vielem hat der Lehrer gerechnet: Zwist zwischen den verfeindeten Gruppen, Aufstand gegen ihn, gegen das Theaterstück, gegen die Maßnahme überhaupt – das fast völlige Versagen aller männlichen Darsteller hat Ronald Pocher, dem ich gern helfen würde, nicht erwartet.

Nach der nächsten Probe und einigen weiteren Versuchen nimmt er mich erneut beiseite und murmelt: »Bernd. Hier ist der Text. Geh zu allen, die du kennst. Finde wen für die Rolle des Romeo. Sollte es dir gelingen, halte ich dich für genial.«

Genial.

Ein Ass im Ärmel, denke ich: Regie ist wie das Leben. Regieführen ist das Leben. Der Kurs muss fortgesetzt werden, wenn ich die Nachmittage nicht wieder allein mit meinen Büchern verbringen will, sondern, ich balle die Fäuste, manchmal mit einem Freund.

Einen Tag später gehe ich zu Bora. Ich klinge. Ich klopfe. Nur zögernd öffnet er die Tür, den Kopf gerahmt von Kopfhörern, den Fußboden des Zimmers bedecken Blätter mit Versen, Zettel, die er rasch vor mir verbirgt.

Ich sage: »Bora, sieh dir den Text an.« Ich sage: »Bora, wir proben nachmittags und an Tagen, die dir passen.« Ich sage: »Bora, du möchtest später Schauspieler werden. Es ist, ich weiß, nichts weiter als ein Schultheater. So wie bei uns die Theater-AG. Aber trotzdem, es wäre wieder ein Anfang.« Ich sage: »Bora, du schreibst Balladen. Liebeslieder. Das ist eine Liebesgeschichte. Es ist *die* Liebesge-